

Begrüssung

Verabschiedung Simone Prodoliet und Begrüssung Bettina Looser.

Es gibt in diesem Land nicht einmal ein Recht auf Leben. Da wird von Freiheit, liberté, gefaselt und gleichzeitig die Vorstellung von Freiheit der Aufklärung mit Füßen getreten, weil jede Freiheit da aufhört, wo für den anderen eine Beeinträchtigung entsteht. Da werden krudeste Verschwörungstheorien verbreitet, und gleichzeitig sterben weiter Menschen, weil eine genügend hohe Impfrate unter diesen Umständen nicht zu erreichen ist. Die Politik scheint unfähig, dem resolut gegenüberzutreten, Politiker bekunden sogar ihre Sympathien mit den Schwurblern bzw. rufen dazu auf, um Gottes willen die Spaltung der Gesellschaft zu vermeiden. Konservative und staats skeptische Bauern und Bergler, unternehmerisch-dynamische Super-Selfmademen und Ich-AGs, esoterisch Angehauchte und «Gschpürige» verbinden sich zu einem Mix, der explosiver nicht sein könnte. Das Leben der Menschen scheint dabei egal zu sein. Aber überhaupt zu leben, ist die Grundlage jeder Chancengleichheit.

Nun, Chancengerechtigkeit, Chancengleichheit sind zunächst einmal sperrige Wörter. Es gibt an einigen Orten grosse Diskussionen über die Bedeutung und die Unterschiede der beiden Begriffe. So ist in einem deutschen Text etwa zu lesen: «Wer Chancengleichheit wollte, war Reforme*in, wer Chancengerechtigkeit wollte, war Bewahre*in.» (<http://www.nds-zeitschrift.de/nds-4-2016/chancengleichheit-oder-chancengerechtigkeit>) Wir haben hier den einen Begriff gewählt nicht als Ausdruck einer Parteinahme oder einer bestimmten ideologischen Haltung, sondern weil wir in den Papieren von SBFI bis SP gesehen haben, dass die Begriffe verwendet werden, ohne dass man bereits eine politische Aussage damit verbindet.

Ich rede in meiner Einleitung über die gesellschaftliche Grundhaltung, mit Chancengleichheit umzugehen. Und man kann es kurz machen: Die Schweiz ist keine chancengerechte Gesellschaft. Das lässt sich leicht und an vielen Zahlen und Fakten festmachen, z.B. bei der Schulbildung. Das Portemonnaie der Eltern ist

wesentlich ausschlaggebender als die eigenen Fähigkeiten, wenn es etwa um die Aufnahme in das Gymnasium geht.

Lehrerinnen und Lehrer, die aufgrund äusserer Kriterien urteilen, nicht aufgrund der Begabung, sind Normalfall. Sie sind würdige Vertreterinnen und Vertreter einer Gesellschaft, die mit dieser Frage immer sehr leichtfertig umgegangen ist.

Schuster, bleib bei deinen Leisten, heisst die Devise, etwa beim Berufsberater, der mir empfahl, nicht zu viel zu wollen, das beinhalte Absturzgefahr. Denn ich, aus einer Bauernfamilie, sei keineswegs dazu prädestiniert, ins Gymnasium zu gehen. Kein Aufstieg, kein Absturz, eine bezwingende Logik.

Dem gegenüber steht die Berufslehre, eine gesellschaftliche Integrationsmaschine in der Tat. Sie ist wesentlich verantwortlich dafür, dass es viele schaffen, die es in anderen Ländern nicht schaffen, gerade auch Menschen aus der Migration.

Wir kennen die Studien über Diskriminierungen und Benachteiligungen in diesem Feld, dennoch ist die Berufslehre eine Erfolgsgeschichte.

Warum: Der Erfolg ist in den Augen der Schweizerinnen und Schweizer kein übermässiger, «massloser». Solides Handwerk wird geschätzt, die Gründung einer eigenen Firma unterstützt, geachtet und respektiert. Bis hierher funktioniert das Modell, vereint konservative ländliche Seite durchaus mit industrieller, denn KMU spielen in der Schweiz seit jeher eine zentrale Rolle.

Mir geht es um eine sehr allgemeine Feststellung: Es ist nicht nur so, dass wir keine Chancengleichheit haben, sondern dass unser Sensorium für Chancengleichheit wenig ausgeprägt ist.

Warum ist das so?

1. Wir halten uns für egalitär, sind aber eine pseudoegalitäre Gesellschaft. Das beginnt in der Schule: alle gleich zu behandeln, gilt als oberstes Prinzip. Niemand wird bevorzugt. Keine Extrawurst! Resultat: die einen werden über-, die anderen unterfordert, niemand erhält, was er wirklich braucht, aber: Gleichheit ist hergestellt, einer Gleichheit auf der Basis, dass alle nicht bekommen, was sie brauchen.

2. Wir zelebrieren die Pseudogleichheit direkter Demokratie, symbolisiert etwa mit den Landsgemeinden. Wir verfügen in der Tat über Gestaltungsmöglichkeiten, jede:r kann mitreden. Aber unterschiedliche Machtverhältnisse und Lobbyismus sind kein Thema, Parteien brauchen ihre Gelder nicht offenzulegen, Lobbyisten erhalten offizielle Ausweise, um sich im Bundeshaus bewegen zu können. Statt Chancengleichheit erleben wir eine Chancenungleichheit zugunsten derjenigen, die ohnehin schon im Vorteil sind.

Der Begriff des Neids kommt sofort, wenn man solche Punkte anspricht. Du bist ja nur neidisch. Ja, bin ich, wenn ich die Vorschulangebote und Kinderbetreuungskosten in den meisten europäischen Ländern anschau und mir hier überlegen muss, ob es wirklich Sinn macht, mehr als 40% zu arbeiten oder sich als Eltern abzurackern, damit sie arbeiten und Familie haben dürfen - bis an den Rand der Erschöpfung oder über diesen hinaus, was die Frauen wegen der nach wie vor tief verankerten Rollenbilder und realen Rollenverteilung sehr viel stärker trifft als Männer.

3. Wir alle sind geprägt von einer Mentalität der Mittelstandsgesellschaft, die viel stärker darauf bedacht ist, dass andere nicht zur eigenen Position hochkommen als dass andere sich weit über den eigenen Möglichkeiten bewegen.

4. Die Politische Geschichte des Ausgleichs ist ein weiterer Punkt für diese Chancenblindheit. Denn dieser Ausgleich erfolgt nicht im Sinne von Chancen, sondern als Ausgleich von unterschiedlichen Interessen, sofern diese sich in der Lobbyarbeit als stark erweisen: Wir nehmen Rücksicht, aber nicht im Sinne von Chancengleichheit, sondern im Sinne von Machtausgleich.

Jede Kuh erhält in diesem Land mehr Bundessubventionen als ein Student/eine Studentin. Wir besitzen ein grenzenlos wucherndes Subventionswesen, das nichts mit Chancen, aber viel mit politischen Druckmitteln zu tun hat.

5. Politikerinnen und Politiker betonen gerne, dass wir eine überaus chancengerechte Gesellschaft seien, weil es hier weder eine markante Jugendarbeitslosigkeit noch ein Heer von Ausgesteuerten, Obdachlosen,

Abgehängten gebe. Das stimmt, das ist auch ein wichtiger und positiv zu würdiger Faktor. Aber mit Chancengleichheit hat das nichts zu tun.

Es gibt eine konservative, eine liberale und eine soziale Seite der chancenblinden Haltung:

Die konservative Bauernmentalität ist ein prägendes Element in unserem Land. Jeder schaut für sich selbst, bearbeitet seinen Hof, seine Felder. Bauern sind keine Kollektivarbeiter, wissen aber ihre Macht sehr gekonnt kollektiv einzusetzen.

Der von liberaler Seite geförderte starke Individualismus, wie ihn die politische Entwicklung der Schweiz geprägt hat, verbunden mit sehr ausgedehnten Rechten für den Stärkeren und Bewunderung für diesen, ist ebenso bestimmend. Der Freisinn hat das Land 50 Jahre im Alleingang regiert, die Mentalität der Moderne entscheidend geprägt – mit industriellem Fortschritt und Aufbau einer exportorientierten Wirtschaft einerseits, mit der Kreierung der Mythen von 1291 und der kämpferisch-virilen alten Eidgenossen, um damit auch die Katholisch-Konservativen ins Boot zu holen, andererseits.

Die im 20. Jh. erfolgreiche Linke hat zwar manchen Ausgleich geschaffen. Aber die wesentlichen Erfolge haben das gleiche Muster: Es geht nicht um Chancengleichheit, es geht darum, dass alle etwas bekommen, und zwar möglichst gleich oder ähnlich viel. Das gilt für den grössten Erfolg, die AHV, die im Giesskannenprinzip verteilt wird, alle kriegen in etwa die gleiche Rente, gerade deshalb ist sie so populär. Und ähnlich verhält es sich auch mit der Krankenkasse, die obligatorisch ist, für alle ungefähr gleich viel kostet, mit Abfederung bei tiefen Einkünften, aber darüber hinaus wenig Spielraum lässt.

Wir sind jedem Ausbau der sozialen Netzwerke immer sehr skeptisch gegenübergestanden, haben hier mehr mit den USA gemeinsam als mit vielen anderen europäischen Staaten. Erfolgreich ist Sozialpolitik, wenn sie abfedert, möglichst auf alle verteilt und nur dort mehr leistet, wo es ums Überleben geht.

Alle drei Positionen kommen zusammen in ganz bestimmten Themen:

Eine fehlende Infrastruktur und eine veraltete Ideologie, was die Stellung der Frauen und was die Betreuung von Kindern betrifft – eine Chancenungleichheit, die kaum verschwindet, weil der Änderungswille kaum spürbar ist. Das gilt für alle politischen Richtungen, weil die soziale Seite alles, was z.B. Doppelverdienenden helfen würde, genauso ablehnt wie die liberale und konservative Seite alles, was nach mehr Staat riecht.

Beispiel wäre die fehlende Individualbesteuerung, seit Jahrzehnten gibt es hier kein Vorankommen. Neben der Ehepaarbesteuerung halten die Kinderbetreuungskosten die Frauen von der Berufsarbeit ab durch exorbitante Ausgaben, die steuerlich nicht oder nur minimal abzugsfähig sind. Wir haben 70'000 Akademikerinnen im Lande, die nicht oder nur in Teilzeit mit relativ geringen Pensen arbeiten, weil es sich nicht lohnt.

All das ändert sich nur, wenn sich die Mentalität ändert. Und das wiederum geht wohl nur mit Unterstützung all derjenigen, welche diese seltsame Schweizer DNA nicht in sich tragen, derjenigen mit Migrationshinter-, -vorder- oder -untergrund. Es liegt in ihren Händen, diese chancenblinde Mentalität des Landes etwas zu verändern. Denn gerade Migrantinnen und Migranten mit ihren Erfahrungen aus sehr unterschiedlichsten Gesellschaften könnten aufzuzeigen, warum Chancengerechtigkeit wichtig ist. Das heisst, wir sollten sie nicht als Opfer der hier herrschenden Verhältnisse sehen, sondern als Expertinnen und Experten für Chancengerechtigkeit. Warum haben sie hier Dinge erreicht, die sie in ihrem Herkunftsland nicht erreichen konnten? Oder eben: Dinge nicht erreicht, von denen sie denken, dass sie sie hätten erreichen können.

Liebe Migrationshinter- und -vordergründige: wir reden den Rest des Tages über Sie, über fehlende oder vorhandene Chancengleichheit bei Ihnen. Aber ich habe eine Bitte: Helfen Sie uns, die Schweiz ein bisschen chancengleicher zu machen.